

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Prämumerationspreis 22½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Kontoren

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 25.

Berlin, Mittwoch den 27. Februar

1833.

### Frankreich.

#### Decazes' Wirksamkeit während der Restauration. \*)

##### I. Das Ministerium Dessoille.

Der sechste Band der „Geschichte der Restauration“ ist in Bezug auf die parlamentarischen Verhältnisse, die in ihrer weiteren Entwicklung den Sturz des älteren Zweiges der Bourbonen herbeiführten, der reichhaltigste unter den bis jetzt erschienenen; er beginnt mit dem Abtreten des Ministeriums Richelieu (1818), umfaßt die Geschichte der Ministerien Dessoille und Decazes und schließt mit der Ermordung des Herzogs von Berry und dem zweiten Ministerium Richelieu. Diese an und für sich höchst wichtige Epoche der Geschichte der Restauration gewinnt in Bezug auf die gegenwärtigen Verhältnisse noch dadurch ein besonderes Interesse, indem wir in ihr zuerst die so verschieden beurtheilten Doctrinaires an den öffentlichen Angelegenheiten Frankreichs thätigen Antheil nehmen sehen.

Wir befinden uns im Herbst des Jahres 1818; der Herzog v. Richelieu war noch auf dem Kongresse in Aachen; die Session der Kammern sollte im Dezember eröffnet und nach dem damaligen Wahl-Gesetze der fünfte Theil der Kammer erneuert werden. Das Herannahen der Wahlen brachte die Parteien in Bewegung; die Journale waren durch die Censur gefesselt, desto thätiger waren die Parteien in den Broschüren, ihre Kandidaten zu empfehlen. Die Regierung deutete in den Männern, die sie zu Präsidenten der Wahl-Kollegien ernannte, deutlich genug an, daß sie Männer von gemäßigten Gesinnungen wünsche, denn fast alle ihre Kandidaten gehörten dem rechten und linken Centrum an; aber gerade diese waren es, welche von der rechten wie von der äußersten linken Seite verworfen wurden. Die ultraliberale Partei brachte in dem Journale *Minerva* sogenannte unabhängige Männer in Vorschlag, und Herr Etienne suchte in einem seiner Briefe über Paris zu beweisen, daß man Deputirte von der Farbe der Herren Dupont v. d. Eure und Boyer-d'Argenson wählen müsse.

Die Royalisten ihrerseits zogen es, aus Haß gegen das Wahl-Gesetz und gegen eines der Mitglieder des Kabinetts, Herrn Decazes, vor, da, wo sie selbst keine Aussicht auf Sieg bei dem Wahl-Kampfe hatten, den ultraliberalen Kandidaten zu unterstützen, um zu zeigen, daß das Wahl-Gesetz schlecht sey und die Monarchie zum Untergange führen müsse. Die Minister erteilten den Präsesellen Befehl, ein wachsames Auge auf die Wahlen zu haben und sowohl die Kandidaten der royalistischen wie die der liberalen Opposition wo möglich zu beseitigen, die constitutionellen Kandidaten hingegen zu begünstigen. Der Graf v. Artois hatte, als General-Oberst der National-Garde, in den Departements eine Menge von Inspections-Comités organisiert, durch die er einen dem Ministerium feindlichen Einfluß auf die Wahlen auszuüben suchte; er mußte daher von diesem Posten entfernt werden, und es gelang, durch einen geheimen vom Grafen Lainé verfaßten Bericht den König zu bewegen, seinen Bruder, mit Beibehaltung des Titels, jenes wichtigen Postens zu entkleiden und die National-Garde dem Ministerium des Innern unterzuordnen. Das Resultat der Wahlen war dadurch merkwürdig, daß fast gar keine Royalisten, sondern nur ministerielle und liberale Kandidaten in die Kammer kamen. Die bedeutendsten Namen waren Camille Jordan, v. Bondy, Girod vom Ain, v. Kératry, General v. Ambrugeac, Manuel, Chabaud-Latour, General Lafayette und Ternaux. Von den beiden Letztgenannten ward der Erstere, der in seinem eigenen Departement, dem der Seine und Marne, durchgefallen war, sonderbar genug, in dem royalistischen Departement der Sarthe, dem alten Schauplatze der Vendée-Kriege, gewählt; der Letztere trug in Paris, nach mehrtägigem Wahl-Kampfe, den Sieg über Benjamin Constant davon, indem ein Theil der royalistischen Wähler die Stimmen auf ihn übertrug. Ein schlagender Beweis, daß das Resultat der Wahlen nicht den wahren Ausdruck der Gesinnungen der einzelnen Departements lieferte, lag darin, daß Manuel gleichzeitig in den ultraroyalistischen Departements der Vendée und der Sarthe zum Deputirten ernannt wurde. Diese auffallenden Ergebnisse und insbesondere die gänzliche Ausschließung der Royalisten von der äußersten rechten Seite beunruhigten den Herzog v. Richelieu. „Mit Schrecken“, so schrieb er von Aachen nach Paris, „sehe ich die Männer der hundert Tage in die Kammer kommen und die Royalisten allmählig aus derselben verschwinden.“

\*) Aus dem sechsten Bande der *Histoire de la restauration*, par un homme d'état.

Der Herzog v. Richelieu kehrte am 25. Nov. nach Paris zurück; am 10. Dez. sollten die Kammern eröffnet werden, und es war für das Kabinet vor allen Dingen nöthig, sich über das in der bevorstehenden Session zu befolgende System zu verständigen. Hierbei trat zwischen dem Herzoge Richelieu und Herrn Decazes eine Meinungs-Unterschiedenheit hervor, welche bald die Auflösung des Ministeriums herbeiführte; der Erstere hielt eine Umschmelzung des Wahlgesetzes im royalistischen Sinne für unumgänglich notwendig, wenn die Monarchie vor dem Untergange bewahrt werden sollte, und wollte zu diesem Behufe in der Deputirten-Kammer eine aus der rechten Seite und dem rechten Centrum bestehende Majorität formiren; der Graf Decazes hingegen bestand darauf, daß das Wahlgesetz unangetastet bleibe, und daß das Ministerium sich auf den liberalen Theil der Kammer stütze. Mitten unter diesen Spaltungen ward die Session eröffnet. Die Thronrede kündigte ein gemäßigtes liberales System, zugleich aber auch Unterdrückung der Parteien an; die Pairs-Kammer antwortete durch eine entschieden royalistische Adresse und appellirte an die königliche Gewalt zur Biegelung des revolutionären Geistes, die Adresse der Deputirten-Kammer war im Wesentlichen eine Paraphrase der Thronrede. Aber der Bruch im Kabinete, der inzwischen immer entschiedener geworden war, ließ sich den Kammern nicht länger verhehlen, und nach mehreren fruchtlosen Unterhandlungen und Versuchen einer rein royalistischen Combination nahmen der Herzog von Richelieu und mit ihm die Herren Lainé, Roy, der erst vor kurzem an die Stelle des Herrn v. Corvetto als Finanz-Minister getreten war, Molé und Pasquier ihre Entlassung; der Graf Decazes, außer dem Kriegs-Minister Saint-Cyr, das einzige nicht abtretende Mitglied des vorigen Kabinetts, schlug dem Könige ein neues Ministerium vor, welches am 29. Dez. in folgender Weise festgestellt wurde: der General Dessoille, Präsident des Ministerraths, Graf v. Serres, Großkammerwahrer, Graf Decazes, Minister des Innern, Baron Portal, Marine-Minister, und Baron Louis, Finanz-Minister.

Wenn das vorige Ministerium sich auf das rechte Centrum gestützt und sich durch die Doctrinaires dem linken Centrum genähert hatte, so stützte das neue sich auf das linke doctrinaire Centrum, mit einer Tendenz zur äußersten Linken; indem es diese Stellung in der Deputirten-Kammer einnahm, entfremdete es sich das rechte Centrum und bereitete dadurch eine Vereinigung zwischen diesem und der äußersten rechten Seite vor; noch abgeneigter machte es sich die Pairs-Kammer. Das neue Ministerium bestand indessen aus talentvollen und rechtschaffenen Männern. Der Marquis Dessoille, Waffengefährte Moreaus und aus der Schule, die vor der Nacht Napoleons's das Knie nicht beugte, hatte bei der ersten Restauration eine thätige Rolle gespielt und in der Konferenz bei dem Fürsten Talleyrand, welche die Rückkehr der Bourbonen vorbereitete, großen Einfluß ausgeübt. Er war kein Mann von umfassendem Geiste und großen Ansichten, besaß aber ein tiefes Gefühl für Freiheit und Ehre; er war ein antiker Charakter, wie man sie unter den Staatsmännern selten trifft. General Dessoille hatte das Ministerium mit Widerstreben angenommen, weil er fühlte, daß ihm jene Thätigkeit des Geistes und jene Entschlossenheit abgingen, welche bei einem Premier-Minister so wesentliche Eigenschaften sind; er war eben so wenig Redner, wie der Herzog v. Richelieu, und dennoch übte sein Wort großen Einfluß auf eine Versammlung aus, weil man, wenn er auch sich selbst bisweilen täuschte, doch nie den Verdacht gegen ihn hegen konnte, daß er Andere wesentlich täusche. Was die Verhältnisse zum Auslande betraf, so besaß er besonders das Vertrauen des Kaisers von Rußland; auch von dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Oesterreich war er gekannt und hatte sich ihr Wohlwollen erworben. Als Chef des Generalstabes der Pariser National-Garde hatte General Dessoille in einigen Beziehungen mit dem Herzoge von Wellington gestanden. Bei Hofe hatte er wenig Einfluß, diesen überließ er dem Grafen Decazes. Herr v. Serres begann eben seine schöne parlamentarische Laufbahn; er war ein großes Talent, welches eine verathende Versammlung zu beherrschen wußte. Als Staatsmann besaß Herr v. Serres weder unerschütterliche Festigkeit der Ansichten noch Beharrlichkeit in seinen Plänen und seinem Benehmen; er hatte tiefes Gefühl und ließ sich deshalb leicht von den Eindrücken hinreißen, die in einem vom Revolutionsgeiste aufgeregten Lande so mannigfaltig sind. Man hat ihm Widersprüche in seinem politischen Leben vorgeworfen, und allerdings muß ihm die Geschichte diesen Vorwurf machen, aber einer Faction gegenüber, die von 1819 an ihre Antipathie gegen das Haus Bourbon nicht wehrte

verbehlte, mußte er wohl zur Einsicht über strafbare Absichten kommen, die seine edle Seele bis dahin für Freiheiteliebe gehalten hatte. Er trat in ein Ministerium, dessen Hauptgedanke die Aufrechterhaltung des Wahlgesetzes war; weil er dieses für weise und verfassungsmäßig hielt, er kam zur Erkenntniß, als der unversöhnliche Geist der Factionen sich durch die Wahl Gregoire's kund gab und das Land mit einer Majorität der linken Seite bedroht wurde, eine traurige Majorität, die sich später unfähig und eigennützig zeigte und vor den Juli-Gewalten in den Staub niederfiel. Herr v. Serres war damals das beredete Organ der doctrinairten Partei und wurde dazu bestimmt, das Ministerium auf der Rednerbühne zu verteidigen. Der Baron Louis war bereits Mitglied des Talleyrand'schen Ministeriums gewesen; sein praktischer Geist machte ihn allein zum Nachfolger des Grafen Roy geeignet; er besaß weder Redner-Talent, noch die hohen Ansichten des Herrn v. Corvetto, noch die Geradheit und Klarheit des Grafen Roy, kurz, er war ein Bureau- und Geschäftsmann ohne feste politische Ansichten. Baron Portal, früher Kaufmann in Bordeaux, war nur durch seine Kenntnisse im Handels- und Marinewesen bekannt; er war seit einiger Zeit in den Bureaus des Marine-Ministeriums, als er an die Spitze desselben gerufen wurde; er besaß einen kalten Charakter, aber mit milden und bescheidenen Formen verbunden, und wußte sich gut, wenn auch mit eisiger Schüchternheit, auszudrücken. Mit den Herren Lainé und Mavez vertraut, neigte er sich mehr zum rechten Centrum, als zu einer anderen Seite der Kammer. Von geringem Nutzen auf der Redner-Bühne, die er nur selten bestieg, war er im Conseil ein temperirendes Element; mit einem richtigen Urtheil begabt, wußte er die Verhältnisse trefflich aufzufassen. Da er Protestant war, so widerlegte seine Ernennung zum Minister die Partei, welche über Verfolgung der Nicht-Katholiken schrieb.

Graf Decazes war endlich am Ziele seiner Wünsche; er erhielt das Ministerium des Innern, die Seele der allgemeinen Verwaltung; er besaß alle Eigenschaften zu einem vorzüglichem Minister des Innern: glatte und angenehme Formen, Liebe zu den Künsten und den Künstlern; er repräsentirte sehr gut und beschäftigte sich aus Neigung mit Handel, Ackerbau, Straßen, Kanälen und Unternehmungen, und zwar stets mit gleicher Thätigkeit; er wußte durch äußere Freundlichkeit, die einem Minister so wenig kostet, die Menschen für sich zu gewinnen. Sein Departement theilte er in mehrere große Directionen; die der Kommunal-Sachen und der inneren Verwaltung ward Herrn Guizot, die der schönen Künste und der Wissenschaften, und also auch der Presse, Herrn Villermain übergeben, der in seinen Beziehungen zu den Journalen viel ministeriellen Eifer gezeigt hatte. Der Kriegs-Minister, Souvion-Saint-Cyr, war einer der wärmsten Anhänger des Wahl-Gesetzes, und seine Ansichten fanden sich daher in dem neuen Kabinet vollständig repräsentirt.

Die neuen Minister hielten am Tage nach ihrer Ernennung die erste Konferenz und waren über das zu besorgende System bald einig; Prinzip ihrer inneren Politik sollte die Aufrechterhaltung des Wahl-Gesetzes seyn, und um den verständigen Theil der linken Seite der Deputirten-Kammer für sich und die Dynastie zu gewinnen, wollte es zwei wichtige Gesetze, das eine über die ministerielle Verantwortlichkeit, das andere über die Pressefreiheit, vorlegen. Herr Guizot ward mit der Entwerfung eines Gesetzes über die Departemental- und Kommunal-Verwaltung beauftragt, das in dieser oder der nächsten Session vorgelegt werden sollte. Um die Spuren der Reactionen von 1815 zu verwischen, wurden auf einen geheimen Bericht des Grafen Decazes viele der proskribirten Konvents-Mitglieder und Männer der hundert Tage zurückgerufen, unter ihnen Cambacérès, Tallien, Lamarque, Exelmans und Regnaud de Saint-Jean-d'Angely. In dem Personal der Präfekturen und Unter-Präfekturen wurden bedeutende Aenderungen vorgenommen, die Royalisten entfernt und durch Männer des linken Centrum und sogar der linken Seite ersetzt. Auf ähnliche Weise verfuhr Herr v. Serres im Justiz-Ministerium, namentlich bei der Reorganisation des Staats-Raths, aus welchem er mehrere Royalisten ausschloß.

Diese ministeriellen Umwälzungen hatten die Session der Kammer einen Augenblick unterbrochen, und die Verhandlungen wurden erst wieder aufgenommen, als das Resultat der neuen Arrangements bekannt war. Die rechte Seite zählte 45 bis 50 Mitglieder, die, um die Herren v. Villèle und Corbière gruppiert, sich zu der lebhaftesten Opposition rüsteten; zu ihnen gesellte sich noch eine Fraction des rechten Centrum. Das linke Centrum und die Doctrinaires bildeten, nebst einzelnen Mitgliedern der rechten und linken Seite, die ministerielle Majorität. Die Linke zerfiel in zwei Nuancen, nämlich den Ternaux'schen Verein, der am häufigsten mit dem Ministerium stimmte und dem System der Desselleschen Verwaltung beigetreten war, und in die äußerste Linke, die sich um Lafayette, Dupont v. d. Eure, Bignon und Manuel reihete, für die jede Versöhnung mit den Bourbonen unmöglich war. Da alle für die Session vorbereiteten Gesetz-Entwürfe in dem Sinne des neuen Kabinet's umgearbeitet werden mußten, so verging einige Zeit, bevor diese in die Kammer gebracht werden konnten. Das Ministerium hatte sich am 28. Dezember 1818 gebildet, und gegen das Ende des Januar war noch kein einziger politischer Gesetz-Entwurf vorgelegt. Schon fing das ungeduldige Publikum gegen das neue Ministerium zu murren an. Das Dessellesche Kabinet beging darin einen großen Fehler, daß es nicht gleich nach seiner Ernennung seine politischen Prinzipien von der Rednerbühne herab entwickelte. Bis zu dem angegebenen Zeitpunkt war über die dem Herzog v. Richelieu zu votirende National-Befolhung debattirt worden, und hatte der Baron Louis einen Gesetz-Entwurf vorgelegt, wodurch das Finanz-Jahr auf achtzehn Monate bestimmt wurde. Endlich, am 27. Januar, entwickelte Herr v. Serres die Motive zu einem Gesetz-Entwurfe

über die ministerielle Verantwortlichkeit, der ein Werk der Doctrinaires und insbesondere des Herrn Guizot war. Der Inhalt dieses Entwurfs war äußerst unbestimmt; die Minister sollten nur auf die Denunciation von fünf Mitgliedern der Kammer, und zwar wegen Erpressung und Verrath, angeklagt werden können; diese beiden Verbrechen selbst waren nicht näher definiert, und die übrigen Bestimmungen des Gesetzes betrafen nur das bei dem Prozesse zu beobachtende Verfahren. (Schluß folgt.)

#### Bibliographie.

Histoire des champignons comestibles et vénéneux. (Beschreibung der essbaren und der giftigen Pilze.) Mit colorirten Abbildungen. Von Dr. J. Roques. Pr. 24 Fr.

Marguerite de Beaumesnil. — Roman, von Louise Lemercier. 1 Band.

La fiancée royale. (Die Königliche Braut.) Historischer Roman, von Herrn v. Marlé. 5 Bde.

Mémoires etc. (Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Jaques Bricheteau, Organisten der Kirche Saint Louis en l'île.)

Mémoires françaises. (Gedichte.) Von Bignan. 2 Bde.

#### E n g l a n d.

John Milton. (Das Leben und die Zeit Miltons, so wie seine religiösen und politischen Meinungen.) Von Joseph Ivimey. London 1833.

Das Publikum ist sicherlich nur sehr wenig mit Miltons profaischen Werken bekannt, und Herr Ivimey ist hinreichend gerechtfertigt, wenn er diesen Umstand als eine Entschuldigung für das Unternehmen ansührt, eine neue Biographie dieses großen Dichters mit besonderer Berücksichtigung seiner Arbeiten als politischer und polemischer Schriftsteller herauszugeben. Toland, Todd, Fenton und Johnson genügen uns nicht; ihre Schriften sind nicht verständlich genug, um das Ganze des Gegenstandes zu umfassen; aber Herrn Ivimey's Werk hilft diesem Mangel ebenfalls nicht ab. Es giebt nur eine spezielle und beschränkte Ansicht von Milton's Charakter, welche hauptsächlich aus Stellen in seinen Werken, und nur in geringerem Grade aus den Betrachtungen, zu welchen sie Anlaß geben, geschöpft ist. Miltons Leben bleibt noch immer zu schreiben; ein solches Leben nämlich, welches alle Seiten seines gigantischen Geistes zur Anschauung bringt und ihm treu durch die verschiedenen Fächer der Philosophie und Literatur folgt, in denen er sich hervorthat.

Wenn wir die Zeit berücksichtigen, in welcher Milton lebte, so wird unser Erstaunen über seine Größe in dem Maße zunehmen, als wir einen deutlicheren Begriff von den mannigfachen Schwierigkeiten erhalten, mit denen er zu kämpfen hatte. Er war der Vertheidiger der bürgerlichen und religiösen Freiheit, einer übermüthigen und despotischen Regierung gegenüber; er war ein sühner und unverbogener Verfechter des Protestantismus zu einer Zeit, wo das Papstthum allgewaltig in seinen Mitteln und sehr geneigt war, seine Feinde zu Boden zu drücken; und in der Vertheidigung freier Lehrsätze, sowohl in der Politik als in der Religion, ging er, zu einer Zeit, wo die Verführung eines solchen Gegenstandes ein gefährliches Unternehmen war, weiter, als es irgend ein politischer Schriftsteller oder gläubiger Christ jemals wagte, selbst seitdem die Gefahr eines solchen Heroismus sich vermindert hat. Inmitten dieser Stürme und drohenden Gefahren den reinen Geist der Poesie pflegen, der Sprache neue Anmuth verleihen, und den Geschmack einer Nation verfeinern, während er sie über ihre ernstesten Pflichten belehrte, war eine Vereinigung seltener Triumphe des Geistes, wie wir in der Geschichte der menschlichen Intelligenz kaum ein ähnliches Beispiel finden.

Aber Milton's profaische Werke theilen das Loos jedes Werkes des menschlichen Kopfes oder menschlicher Hände. Man findet in denselben Fehler, die der unbedeutendste seiner Kritiker aufsuchen kann, ohne daß er sich etwas darauf einzubilden braucht. Seine berühmten Werke über die Ehe und sein Kolasterion sind nicht zu verteidigen, besonders bei Jemanden, der die erhabenen Wahrheiten des Christenthums auf eine so edle Weise verfecht und sie gegen die verderbten Grundsätze so vieler Setten verteidigte, die unter dem Mantel desselben die Gotteslästerung heiligten. Herr Ivimey tadelt mit Recht diesen Abfall in den Ansichten Milton's; aber bei Auseinandersetzung dieses Vorwurfs geräth er in einen Zorn, der eines Kommentators, welcher eine so wichtige Erörterung aufnimmt, unwürdig ist. Wir tadeln Herrn Ivimey nicht so sehr darüber, daß er sich erlaubt, den Streit mit unnöthiger Hitze zu führen, als daß er es durch Folgerungen und Vermuthungen versucht, den ganzen Tadel wegen der Scheidung von seiner Frau auf Milton zu werfen. Es geht aus seiner einzigen authentischen Quelle hervor, daß Milton der Hausvater gewesen, als welchen der Verfasser ihn schildert, und aus allen Umständen, die bis zu uns gelangt sind, so wie aus der inneren Wahrscheinlichkeit des Charakters, sind wir eher geneigt, zu glauben, daß die Frau zu lustig, zu vergnügungssüchtig und zu ungebildet war, um die gelehrte Einsamkeit und die rubeliebenden Gewohnheiten des Dichters ertragen zu können. Ein Mann so reizbarer Sinnesart mag leicht durch die kleinen Quälereien einer so unpassenden Gefährtin mißgestimmt worden seyn; die gegenseitige Abneigung mag leicht zu Streitigkeiten Anlaß gegeben haben; und der Herr und Meister mag in einem so festen und strengen Ton auf seinem Recht bestanden haben, daß es denen als Idrannei erschienen seyn mochte, die sich nicht ganz in die ruhige Strenge seines Wesens versetzen konnten. Dies sind aber Verhältnisse, die man besser der eigenen Beurtheilung eines Jeden überläßt. Es ist immer schwer, den

Grund solcher Trennungen richtig anzugeben und darüber mit Aufrichtigkeit und Unparteilichkeit zu entscheiden. Frühere Ansichten von Glückseligkeit und von den gegenseitigen Pflichten in der Ehe werden Jeden bei seinen Urtheilen in dieser Beziehung leiten müssen.

Milton's Ansicht über einige höhere Punkte des Glaubens ist dem allgemeinen Einwande unterworfen, daß die Vernunft in geistlichen Dingen nicht das Uebergewicht haben müsse. Es ist hier nicht der geeignete Ort, uns in eine Untersuchung darüber einzulassen, obgleich es eben so interessant als belehrend seyn würde, einige seltsame Inkonsequenzen in dem Geiste eines der außerordentlichsten Männer, die je gelebt haben, nicht sowohl anzudeuten, als zu untersuchen. Seine Ansicht über die Dreieinigkeit ist Beweis genug, daß er nicht so schriftgläubig war, als er es selbst so oft und so ernstlich versichert. Aber selbst seine Irrthümer oder diejenigen Meinungen, welche die Masse der religiösen Welt für irrig hält, werden doch in einem so frommen Geiste entwickelt und sind auf eine so genaue Kenntniß aller Autoritäten und auf eine solche tiefe Verehrung der Wahrheit gegründet, daß sie auch denjenigen Achtung einflößen müssen, die nicht mit denselben übereinstimmen. Sie sind auch in der That in einem so gelehrten, ausgearbeiteten und feinen Stil vorgetragen, daß sie nicht viel Unheil unter der Masse erregen könnten, selbst wenn sie Besorgniß erregender wären, als sie es wirklich sind.

Das vorliegende Werk besteht hauptsächlich aus solchen Auszügen aus Milton's Schriften, die zu einer Art zerstückelter Selbst-Biographie dienen können, und die durch vermittelnde Glieder verbunden sind, welche eine Erzählung seines Lebens ergänzen und eine oberflächliche Schilderung seines Charakters und seiner Meinungen entwerfen. Herr Joimay entwickelt mehr Eifer und Fleiß, als Fähigkeit und Geschicklichkeit. Aber seine Ansicht von Milton's starrm Widerstand gegen Tyrannie wird seinem Buche in unserer Zeit der Bewegung und des Widerstandes Popularität bei den Britischen Lesern verschaffen. Der Verfasser ist ein ernstlicher Reformirter und ein strenger Protestant, und sein Bestreben, Milton allgemeiner verständlich zu machen, wird darum mit Beifall aufgenommen werden. Der unterhaltendste Theil des Werkes ist eine angehängte Widerlegung von „Milton's Leben“ von Dr. Johnson, in welcher Herr Joimay des Doktors Schilderung Milton's mit mehr Eifer als Scharfsinn angreift. Es ist in diesem Kampfspiele ergötzlich, wahrzunehmen, wie auffallend Johnson über seinen Gegner durch die bloße Gewalt der Schreibart und durch die Klarheit seiner Auseinandersetzungen siegt. Wenn Johnson Unrecht hat, so bleibt ihm das größere Verdienst, daß er durch den Sieg der Logik über die Wahrheit Recht zu haben scheint. Aber wir vermuthen, daß Herr Joimay, in seiner Besorgniß, Milton aus dem eisernen Griff des Lexikographen zu befreien, sich nicht immer genau an die Wahrheit gehalten hat, und daß, wenn Johnson Milton den Vorwurf macht, er sey in seinen Protestationen gegen gewisse religiöse Sekten deutlicher gewesen, als in seinen Glaubens-Bekennnissen zu Gunsten irgend einer Sekte, er das Maß der Gerechtigkeit nicht überschreitet.

#### Bibliographie.

- Philosophical conversations. (Philosophische Gespräche.) Von Batwell. Pr. 5½ Sh.  
The emigrants tale. (Auswanderers Erzählung.) Von Bird. Pr. 7½ Sh.  
Life of Dr. Armstrong. (Armstrong's Leben.) Von Dr. Boot. Pr. 13 Sh.  
The lady's own cookery-book. (Kochbuch für die Hausfrau.) Pr. 10½ Sh.  
The sketch-book of fashion. (Skizzenbuch der modernen Welt.) Vom Verf. der „Mütter und Töchter.“ 3 Bde. Pr. 2½ Sh.  
Excerpta Historica. (Abbildungen von Szenen aus der Englischen Geschichte.) Pr. 21 Sh.

### M o r g e n l ä n d i s c h e s.

#### Die göttliche Verehrung der Schlange.

Wenn es wahr ist, daß der Schrecken, den unergründliche oder nur bei Gelegenheit sich zeigende Natur-Phänomene dem rohen Wilden einflößen, ihm seine ersten Götter geschenkt hat, so müssen die ungeheuren Schlangen, die früher nicht bloß warme Klimate, sondern auch die kältesten Regionen bewohnten, zu den ersten Gegenständen seines Kultus gehört haben. Wirklich finden wir im hohen Alterthum bei den meisten Völkern die Sage, daß ihre Urväter Schlangen verehrten, die sie als lebende Gottheiten betrachteten. Man darf aber diesen alten Kultus, welcher der Schlange selbst, als höherem Wesen, galt, nicht mit der bloßen symbolischen Verehrung verwechseln, die ihr z. B. in Aegypten, in Babylon und bei den Dybiten (einer Gnostischen Sekte) ward. Die Dybiten, die erst im zweiten Jahrhundert nach Christus in's Leben traten, erkannten zwei Prinzipien, die Lehre von den Aeonen und die daraus entspringende Theogonie; was sie aber vor allen anderen Sekten dieser Periode auszeichnete, war, daß sie in ihren Mythen einer lebenden Schlange, als symbolischem Bilde des Geistigen im Menschen und als dem Typus der Weisheit (*oogla*), huldigten. Der Dybite läkte diese Schlange und verehrte sie eben so, wie der Chaldäer die Verführerin Eva's, obgleich sie dem Letzteren ein tödtlicher Dämon war.

Die Anbetung der Nagas oder Schlangen-Götter Indiens war vielleicht in diesem Lande allgemein, ehe noch die Religionen Buddha's und Brahma's durch Kolonisten aus Nord-West, die sich über die Ebenen Hindostan's ausbreiteten, eingeführt wurden. Außer einer großen Menge Fabeln und Ueberlieferungen, die auf diesen Kultus Bezug haben, und denen man oft in den Purana's oder Legenden der Hindu's begegnet, finden sich noch viele Spuren davon

in dem Ritual der heutigen Indier. Es ist sogar wahrscheinlich, daß die Vertilgung des ganzen Geschlechtes der Schlangen (und Schlangenkönige durch Dschanamedschava, deren in diesen Legenden als einer Thatfache Erwähnung geschieht, auf die Abschaffung des britischen primitiven Aberglaubens und die Stiftung des religiösen Systems der Weda's hindeutet. \*)

Die ungeheuren Schlangen, welche die Ur-Einwohner Indiens verehrten, wohnten gewöhnlich in Höhlen und an Klüften, die mit Wasser gefüllt waren. Der Sage nach bestand aber Kaschmir vor Alters aus einem mit Wasser gefüllten Thale, gleichsam einem geräumigen von hohen Bergen eingeschlossenen See, was mit Moorecroft's Beobachtungen übereinstimmt. Dieses Wasser brachte eine Revolution der Natur zum Abfluß, und nichts ist wahrscheinlicher, als daß die ersten Bewohner des sumpfigen Bodens giftige Amphibien in Menge antrafen. Dneskritus erzählt bei Strabo, daß in Uvisaris (muthmaßlich einem Theile des heutigen Kaschmir) nach den Berichten der Abgeordneten Alexanders zwei enorme Drachen (oder Schlangen) sich aufhielten, von denen der eine achtzig, der andere 140 Ellen maß. Mehrere Könige von Kaschmir leiteten ihre Herkunft von den Schlangen-Göttern.

Die Ehrfurcht der Chinesen vor dem Lung oder Drachen ist wohl bekannt. Dieses Geschöpf ist in der That nur eine ungeheure Schlange mit vier Klauen. Der Drache, jetzt das Kaiserliche Wapen, war vermuthlich die Gottheit der ersten Chinesischen Ansiedler, die, von den hohen Gebirgen des östlichen Tibet und der Gegend am Kulanohr herabkommend, in den Ebenen des nördlichen China große Schlangen von der Gattung Boa vorfanden, die in den Niederungen des südlichen China's noch sehr häufig sind. Sie betrachteten die Schlange als den Gott des Wassers und der Fruchtigkeit, und wahrscheinlich aus diesem Grunde heißt der Chinesische Meer-gott noch jetzt Lung wang (Drachen-König). Alle kleine Seen und Stille Wasser in den Bergen führen im Chinesischen den Namen Lung tchi (Drachen-See), weil man glaubt, daß sie von diesen eingebildeten Wesen, denen oft in der Nähe Kapellen errichtet sind, bewohnt werden. Einen klaren Beweis von der Identität des Chinesischen Drachen mit den Nagas der Hindus giebt uns überdies die Aussage der Chinesischen Annalisten, daß Kaschmir ein Drachen-See gewesen sey. „Die Wasser liefen ab, und die Drachen verließen das Land, welches nachmals bewohnbar ward.“

In Hinter-Indien, Japan und den meisten großen Inseln des Archipels von Süd-Asien war der Schlangen-Kultus ehemals zu Hause, oder ist es noch jetzt. In der Japanischen Mythologie kämpft der Gott des Windes mit einer riesigen Schlange. Dieser Gott, der lange Zeit mit seiner Schwester, der Sonnen-Göttin, im Streite lag, mußte ihr am Ende nachgeben und den Himmel verlassen. Er stieg zuerst auf die Erde nieder, und als er einen Fluß in der Provinz Idsumo erreicht hatte, hörte er Seufzer, die ein altes Ehepaar und mit ihnen ein schönes junges Mädchen ausstießen. Der Gott befragte sie um die Ursache und erfuhr von den Alten, sie hätten acht Töchter gehabt, von denen eine fürchterliche Schlange mit acht Köpfen und acht Schweifen bereits sieben verschlungen hätte; noch heute werde sie wiederkommen und das einzige übrige Kind verschlingen. Der Japanische Aeolus sprach ihnen Muth ein und verlangte ihre Tochter zur Ehe. Die Eltern willigten ein; er befaß ihnen, acht große Gefäße voll Saki (Japanischem Reis-Wein) zu besorgen, und baute ein Gerüst mit acht Oeffnungen, in welche er die Gefäße stellte. Dann versteckte er sich darunter und erwartete die Schlange. Diese erschien bald; ihre Augen waren blutroth, Tannen und Cypressen lagen quer über ihrem Rücken, und ihre Krümmungen bildeten gleichsam acht Thäler zwischen acht Hügeln. Sie steckte jeden ihrer Köpfe in eines der Gefäße und fiel bald in Schlaf. Der Wind-Gott rückte sein Schwerdt und hieb das Ungeheuer in kleine Stücke. Sein Schwerdt bekam dabei mehrere Scharten, und der Gott bemerkte einen anderen im Schweif der Schlange versteckten Säbel, den er für das Eigenthum irgend einer himmlischen Gottheit hielt und deshalb den Göttern zum Geschenk machte. Japanische Autoren, die diese Fabel erzählen, geben an, daß jene Schlange in den großen Fluß gleiches Namens (Ya mata orotsi, die große achtköpfige Schlange) sich verwandelte, der sehr reizend ist, acht Mündungen hat und als eine Gottheit verehrt wird. In früheren Zeiten brachte man auch in Japan den Schlangen oder Drachen Menschen-Dyfer; so z. B. wurden einem neunköpfigen Drachen auf dem Berge Tokatsu in Sinano junge Mädchen von großer Schönheit geopfert.

Auch in Afrika ist der Schlangen-Dienst bei den verschiedenen Neger-Stämmen sehr vorherrschend. Zu Kongo wurde er durch König Alfons von Portugal bei Lebensstrafe untersagt, und ein alter christlicher Reisebeschreiber erzählt: „Die Neger von Kongo verehren Schlangen, die sie mit ihren besten Vorräthen füttern; Bibern und Rattern vergiften ihre Seele mit einem verderblicheren Gifte, als dasjenige ist, so in ihre Leiber kommt.“

In Mexiko war die große Klapperschlange ein Gegenstand allgemeiner Verehrung. Bilder dieser Schlange, groß in Stein gehauen, findet man sehr häufig in den Dörfern der Eingebornen. Bruchstücke ähnlicher Idole sind oft an der Außenseite der Häuser in Mexiko zu sehen. Ein ungeheurer Kopf einer Klapperschlange präsentirt sich an der Ecke des schönen Gebäudes, welches die allgemeine Lotterie-Anstalt ist. Dieser Kopf muß einem 70 Fuß langen Idol angehört haben, vermuthlich demjenigen, das in dem großen Tempel aufgestellt war.

\*) Das Sanskritische Wort Naga, Schlange, hat auffallende Aehnlichkeit mit dem gleichbedeutenden Hebräischen Nachasch. Diese Analogie ist um so merkwürdiger, da das letztere Wort in den Semitischen Sprachen, zu welchen die Hebräische gehört, nichts weiter bedeutet, als weisagen, und da die Schlange in jeder anderen Semitischen Sprache einen ganz verschiedenen Namen hat.

Diese Schlangen werden gewöhnlich „zum Knäuel geballt“ und in einem Zustand der Ruhe dargestellt. Sie sind von verschiedener Größe und in verschiedener Lage. Das schönste Idol dieser Art, welches noch vorhanden, wird in der Vorhalle des Dominikaner-Klosters in Mexiko aufbewahrt. Es ist eine riesige zusammengerollte Schlange, die ihren Kopf und den oberen Theil ihres Körpers wie erzürnt emporhebt. In dem weitklaffenden Maule steckt ein hübsches zierlich gekleidetes Mädchen, deren Haupt und Schultern gräßlich verkrüppelt sind. Der Körper dieser kolossalen Schlange hat ungefähr 60 Fuß Länge und 80 Fuß im Umfang. Sie scheint, gleich allen Mexikanischen Götzenbildern, Augen aus farbigen Edelsteinen gehabt zu haben, die das Grausige ihres Anblicks noch erhöhen mußten. Die Details, welche wir in Beziehung auf die blutigen Opfer-Gebräuche der alten Mexikaner besitzen, und dieses gigantische Schlangenbild dazu, lassen uns vermuten, daß auch die Voreltern dieser Nation, als sie ihre künftigen Wohnplätze zuerst betreten, feibige mit großen Schlangen überfüllt fanden. Die Furcht, welche diese Lindwürmer den neuen Ansiedlern einjagten, brachte sie in den Ruf übelwollender Gottheiten, deren Wuth durch Menschen-Opfer besänftigt werden müsse; nun aber galten junge und schöne Mädchen bei so rohen Barbaren für die köstlichsten Opfer.

Auch die Peruaner beteten Schlangen an, und man sah Bilder dieser lebenden Gottheiten in ihren Wohnungen. Als die Spanier dies Land eroberten, entdeckten sie in der Provinz Topira einen Tempel, vor dem ein Teich lag, der ein großes aus verschiedenen Metallen zusammengesetztes Schlangen-Idol enthielt, dessen Schweif im Nachen steckte. Alljährlich wurde dieser Schlange ein Mensch geopfert. (Asiatic Journal.)

#### Vergleichung der Wassermassen des Indus und Ganges.

Lieutenant A. Burnes hat der Regierung von Bengalen einen geographischen Bericht erstattet, der aus den auf seiner neulichen Mission nach Lahore an Ort und Stelle aufgezeichneten Notizen gezogen ist. Er schätzt den Indus bei Tatta, einem Ort, welcher ungefähr eben so weit vom Meere entfernt ist, als Sitragal am Ganges, viermal so groß als letzteren Fluß, wobei er die Strömung des Ganges zu 21,000 Kubikfuß annimmt, welche Annahme jedoch zu gering seyn soll. In der Mitte April's fand er den Indus bei Tatta 670 Yard breit und seine Schnelligkeit 2½ Engl. Meilen die Stunde; der Untergrund war 15 Fuß tief. Nach dieser Angabe würde die Strömung 110,500 Kubikfuß auf die Sekunde betragen, welche er aber nur zu 80,000 Kubikfuß annimmt. „Aus obigen Bemerkungen erhellt“, sagt er, „daß der Indus, indem er die ungeheure Wassermasse von 80,000 Kubikfuß in einer Sekunde fortrollt, die Größe des Ganges um das Vierfache übersteigt und beinahe dem großen Amerikanischen Mississippi gleichkommt. Der weit längere Lauf des Indus, die hohen mit Schnee bedeckten Berge, zwischen welchen er und seine Nebenflüsse nicht weit von seiner Quelle bereits sich durchwinden, und die ihren stets große Wassermassen zuführen müssen, machen dies erklärlich, besonders wenn wir auf den weiten Landstrich sehen, den mehrere jener kleineren Nebenflüsse durchströmen, und die hohe Abdachung des Landes, von welchem sie herabfließen. Der Sutlej namentlich entströmt dem heiligen See Manasarovara in Tibet, der 17,000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Ueberdies fließt der Indus durch eine vergleichungsweise dürrer und table, gering bevölkerte und schlecht angebaute Gegend; der Ganges hingegen wässert ungeheure Landstriche und bringt den Bewohnern seiner Ufer gesegnete Ernten. Der Indus wird selbst zur Zeit des Austrittes der Flüsse, durch seine steilen und festen Ufer in seinem Bette zurückgehalten und ist selten mehr als eine halbe Meile breit; der Ganges dagegen soll an gewissen Stellen einem Landsee gleichen und von einem Ufer aus das andere kaum sichtbar seyn, wodurch sehr viel Wasser verdunstet muß. Die dürrer und sandigen Landstriche, welche am Indus liegen, ziehen das überströmende Wasser bald in sich und machen, daß der Fluß um so schneller in sein Bette zurücktritt. Hierzu kommt noch, daß der Ganges und seine Nebenflüsse ihren Wasser-Vorrath nur von der südlichen Seite des großen Himalaya erhalten, während der Indus von beiden Seiten dieser Gebirgskette Zufluß erhält und noch durch die Regenströme von Kabul und den Regen und Schnee der Chinesischen Tartarei angeschwellt wird. Er ist schon lange vor der Regenzeit sehr wasserreich, und was könnte, bei der großen Entfernung seiner Quellen, seinen frühen Austritt wohl bewirken, als das Schmelzen des Schnees und Eises?

Der Fall des Indus scheint sanft zu seyn, gleich dem aller großen Flüsse. Er beträgt im Durchschnitt ungefähr 2½ Meilen die Stunde, während die Flüsse von Pendschab (Punjab), die wir auf unserer Reise nach Lahore besahen, die Schnelligkeit des Indus um eine ganze Meile per Stunde übertrafen. Diese große Schnelligkeit schreiben wir der Nähe der Gebirge zu, und dies kann als Maßstab dienen, um den Fall des großen Flusses abzuschätzen. Die Größe des Indus wird auch dadurch bewiesen, daß er in der flachsten Gegend doch noch einen Fall von 2½ Meilen und eine Tiefe von 15 Fuß behält und das ganze Jahr hindurch in majestätischer Fülle dem Meere zufließt, während der Ganges mehr den Hügelströmen gleicht, bald trocken und bald seine Ufer überschrömend.

Von der Fluth bemerkt Lieut. Burnes, daß sie beim Ganges oberhalb Kasutta noch sehr bedeutend ist, dagegen beim Indus 25 Meilen unterhalb Tatta, also 75 Meilen vom Meere, kaum eine Spur davon zu merken ist. Die höchste Fluth des Ganges scheint

auf 12 Fuß zu steigen. Beim Indus fand er die Höhe der Fluth zur Zeit des Vollmondes nur 9 Fuß; ihren höchsten Stand hatte er keine Gelegenheit zu beobachten. „Im westlichen Indien“, bemerkt er, „ist die Fluth bekanntlich höher, als im Bengalischen Meerbusen, was die Docks beweisen, welche man zu Bombay anlegen konnte. Die Höhe der Fluth an den Mündungen des Indus und Ganges möchte ich fast für gleich halten.“

#### Mannigfaltiges.

— Lord Byron über Walter Scott. Byron kommt sehr oft auf Walter Scott zurück und spricht stets mit Bewunderung von seinem Genius und mit Liebe von seinen guten Eigenschaften. Er sagt, daß er nie eines seiner Werke aus der Hand lege, ohne sich besser zu fühlen, und daß er seine Romane gewöhnlich dreimal lese. „Ich finde bei ihm eine so richtige Denkweise, daß ich ganze Bände mit einzelnen Gedanken von Scott, alle eben so wahr als schön, anfallen könnte; und wie trefflich sind seine Definitionen! Erinnern Sie sich der Stelle in Peveril of the Peak, wo er sagt: „Muth ist Gegenwart des Geistes. Die wahre Tapferkeit besteht nicht darin, gegen die Gefahr unempfindlich zu seyn, sondern ihr rasch entgegen zu treten und sie zu entwaschen.““ Wie wahr ist dies! und welche bewundernswürdige Unterscheidung zwischen dem physischen und moralischen Muth.“ — Ich machte ihm ein Kompliment über sein Gedächtniß; er antwortete: „Mein Gedächtniß ist in der That sehr treu, aber die Stelle, die ich Ihnen eben hersagte, habe ich erst diesen Morgen zum drittenmale gelesen. Auf Scotts Werke läßt sich ganz die Bemerkung anwenden, welche Madame du Deffand in einem Briefe an Voltaire über Richardsons Romane macht: „Die Moral ist darin zur Handlung geworden, und nie wurde sie interessanter dargestellt. Wenn man dieses Buch gelesen hat, wünscht man von ganzer Seele vollkommen zu seyn, und glaubt, daß nichts in der Welt so leicht sey.““ — Ich denke“, fuhr B. nach einer Pause fort, „daß Scott der einzige herrlich begabte Genius ist, in welchem man eben so sehr den Menschen liebt, als den Schriftsteller bewundert, und ich muß sagen, er verdient es; denn er ist so durchaus gutmüthig, aufrichtig und rechtschaffen, daß er den Reid und die Mißgunst entwaschet, die seine außerordentlichen Geistesgaben erzeugen müssen. Ich hoffe, Scott noch einmal zu sehen, ehe ich sterbe, denn so abgestumpft meine Gefühle sonst auch sind, so hat meine Neigung für ihn doch nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren.“ — Es erregte ein wahrhaft erfreuliches Gefühl, die Wärme und Herzlichkeit zu sehen, die sich in Byrons Gesicht und ganzem Wesen ausdrückte, wenn er von Walter Scott sprach. Man erkannte daraus, wie sehr er der Freundschaft fähig sey, obgleich er so oft ihr Daseyn bezweifeln wollte. Doch in diesem so wie in so vielen anderen Punkten war er nie gerecht gegen sich, und sein angeborener Hang zu Spötereien und zur Satire verleitet ihn zu Bemerkungen, von denen sein Herz nichts wußte. Mancherlei Umstände hatten ihn argwöhnisch gemacht. Er war geneigt, jedes Zeichen von Interesse und Wohlwollen, mit dem man ihm entgegen kam, für eine Wirkung der Eitelkeit zu halten, die sich durch jede Berührung mit dem berühmten Dichter geschmeichelt fände. Dies verstärkte seine Sucht, Menschen aufzuziehen und lächerlich zu machen, und an Freunden und Freundschaft zu zweifeln. Sir Walter Scotts eigener wohlverdienter Ruhm hingegen ließ keinem Gedanken an ein solches Motiv Raum, und so gab er sich dem so mächtigen Gefühle der Freundschaft für ihn ganz hin und erwähnte seiner nie anders als lobend und mit Liebe. Byron hatte einen stolzen Geist, der sich gegen jede Zurechtweisung empörte, aber durch Freundlichkeit sich gern leiten ließ. Seine Zrethümer waren so hart bestraft worden, daß er die Menschen mit Haß oder mit Gleichgültigkeit betrachtete, um sich für die erlittenen Ungerechtigkeiten zu rächen; da aber der Menschenhaß seiner Natur widerspreche, so brachte dieser Widerspruch ihn in die peinliche Lage, mit seinen besten Gefühlen in ewigem Streite zu liegen, und machte ihn mit sich selbst und mit Anderen unzufrieden.

(Journ. of Lady Blessington.)

— Pariser Postwesen. Die dabei angestellten Beamten sind: ein General-Direktor, drei Administratoren, ein General-Secretair, 680 Secretaire und 360 Briefträger. Die jährlichen Kosten belaufen sich auf 2,082,140 Fr. Der Gehalt eines Secretairs ist im Durchschnitt 2481 Fr. jährlich; der eines Briefträgers 853 Fr. Das Brief-Porto und die Pariser Blätter brachten 7,080,000 Fr. ein, woraus sich denn ein reines jährliches Einkommen von ungefähr 5 Millionen Fr. ergibt. Die Anzahl der täglich ausgegebenen Briefe, Regierungen-Depeschen nicht mitgerechnet, betrug: auswärtige Briefe 28,000, Pariser Briefe 15,000. Abgesandt wurden täglich, die Regierungen-Depeschen ungerchnet, 60,000 Briefe und 58,000 Zeitungsblätter. Die Zahl der mit der Diligence Reisenden war im Jahr 1829 60,000. Im Jahr 1815 waren es nur 4000. Die Geschwindigkeit der Fahrt betrug im Durchschnitt, auf Straßen erster Ordnung, im Jahr 1815 1 Stunde 9 Minuten per Station (2 Lieues), im Jahr 1829 aber nur 46 Minuten; so daß man jetzt um 23 Minuten pr. Station schneller reist. Außer den 68 Millionen Briefen, die jährlich durch die Französischen Posten befördert werden, blieben noch 1,106,000 liegen, also ungefähr 1 auf 63. Von diesen wurden 508,000 nicht angenommen, 200,000 nicht abgefördert, 185,000 waren an unbekannte Personen und 70,000 poste restante.